

WER HAT ANGST VOR WINNETOU?

KARL MAY IM SPANNUNGSFELD POSTKOLONIALER DISKURSE

Ein interdisziplinäres Symposium
der Karl-May-Gesellschaft,
der Karl-May-Stiftung und
der Universität Potsdam



Herausgegeben von Andreas Brenne,
Florian Schleburg und Laura Thüring

Wer hat Angst vor Winnetou?

Wer hat Angst vor Winnetou?

Karl May im Spannungsfeld postkolonialer Diskurse

Ein interdisziplinäres Symposium der Karl-May-Gesellschaft,
der Karl-May-Stiftung und der Universität Potsdam

Herausgegeben von
Andreas Brenne, Florian Schleburg und Laura Thüring

kopaed (muenchen)
www.kopaed.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 978-3-96848-141-8
eISBN 978-3-96848-741-0

Satz und Layout: Florian Schleburg
Einbandgestaltung: Sheila Verseck
Druck: ADverts, Riga (Lettland)

© kopaed 2024
Arnulfstraße 205, 80634 München
Fon: 089. 688 900 98 Fax: 089. 689 19 12
e-mail: info@kopaed.de Internet: www.kopaed.de

Inhalt

OLIVER GÜNTHER

Geleitwort des Präsidenten der Universität Potsdam 9

LAURA THÜRING

Zur Einführung 11

Winnetou im Spannungsfeld (post-)kolonialer Diskurse

on topic

FLORIAN SCHLEBURG

»No one is to stone anyone« 23

Eine Formsache zur Begrüßung

HOLGER KUSSE

Repräsentation und Respekt 33

Ein Grußwort aus der Karl-May-Stiftung

ANDREAS BRENNE

›Lichte Höhen‹ 39

Eine Gratwanderung über den Schluchten zeitbezogener Diskurse

on culture

JENS BALZER

Wunsch, Indianer zu werden 53

Versuch über eine Ethik der Appropriation

HELMUT SCHMIEDT

Karl May als Autor 71

FLORIAN KROBB

Plenitudo potestatis 83

Karl Mays Ordnung des Orients durch Binden und Lösen

on literature

GUNNAR SPERVESLAGE

Zwischen Aneignung und Vermittlung 107
Der Auftakt zu Karl Mays Orientzyklus

BERNHARD LEISTLE

Der Tod Karl Mays 117
Literatur-phänomenologische Betrachtungen zum Autor

A. DANA WEBER

Vom Zerhacken der Bilder 143
Kulturelle Aneignung oder kultureller Transfer bei Karl-May-Festspielen?

LISA PYCHLAU-EZLI

»Sehen wir auf die Farben der Herzen,
und nicht auf die Farbe der Haut« 175
Die Rezeption Karl Mays im Spiegel antirassistischer Diskurse

NINA REUTHER

»My culture is not a costume« 193
Warum bezeichnen Indigene Nordamerikas ›Indianer‹-Kostüme eigentlich
als herabwürdigend?

JÖRG JEWANSKI

Musik für Winnetou 219
Kulturelle Bezüge der Musik Martin Böttchers in den Winnetou-Filmen
der 1960er Jahre

MARKUS H. LINDNER

Wechselnde Beziehungen 239
Museen und ›indianisches‹ Wissen im Laufe der Zeit

FRANK USBECK

»Verschwommene Bilder aus alten Büchern« 253
Wie Museen seit 1900 mit der ›Indianerbegeisterung‹ umgehen

on stage and screen

on display

ROBIN LEIPOLD

Das Karl-May-Museum neu denken 285
Ein Gespräch mit Andreas Brenne

GUNDULA STOLL

Decolonize? Indigenize! 293
The point of view of Shoshana Wasserman, First Americans Museum,
Oklahoma City

RUPPE KOSELLECK

Postkolonialer Ablass 301
Ein Gespräch mit Jenny Florstedt von *Karl May & Co.*

ALLISON ALDRIDGE-SAUR

Decolonizing Winnetou 311

BERNHARD SCHMID

Als ob wir keine wichtigeren Probleme hätten... 321

CHRISTIAN DAWIDOWSKI

Karl May im Kontext der Schule
und der Debatten zur ›kulturellen Aneignung‹ 327
Eine Stellungnahme aus der Perspektive der Literaturdidaktik

JEAN-MARC BIRKHOLZ

Wie woke war Winnetou? 331

Autorinnen und Autoren 337

Nachweise 341

Danksagungen 342

OLIVER GÜNTHER

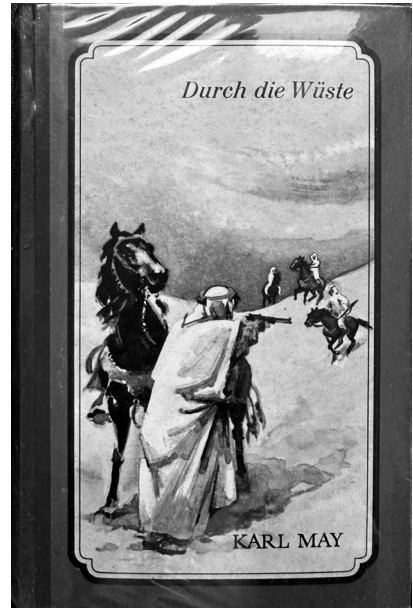
Geleitwort des Präsidenten der Universität Potsdam

Ich bin bekanntlich weder Literatur- noch Medienwissenschaftler, sondern Informatiker, aber zwecks Nachweis meiner Seelenverwandtschaft zur Karl-May-Community habe ich meine Bibliothek aufgesucht und meinem Bücherregal das abgebildete Buch entnommen. Eine Serie mit insgesamt 41 Bänden. Sie stehen dort schon ziemlich lang, und ich habe sie tatsächlich auch alle gelesen. Das beweisen auch die Ex-Libris-Stempel, die ich im zarten Alter von sieben oder acht Jahren stolz in jedem Band anbrachte.

Die Bücher hatte ich von meiner zehn Jahre älteren Schwester geerbt; ich selbst bin Jahrgang 1961. Ich habe diese Bücher in den späten 1960er Jahren mit großer Begeisterung gelesen, auch wenn ich zunächst enttäuscht war, dass es im ersten Band – ich las sie brav in der vorgegebenen Reihenfolge – nicht um Old Shatterhand und den Wilden Westen ging, sondern um Länder, deren Existenz mir bis dahin gar nicht so recht bewusst war. *Durch die Wüste* – Nordafrika war hier das Thema.

Literarisch standen mir die Indianer und Cowboys, um die es in späteren Bänden (*Old Surehand...*) ging, deutlich näher. Die Bezüge zur Populärliteratur, zu den von mir intensiv konsumierten Comics und Fernsehserien (*Bonanza, Rauchende Colts...*) waren offensichtlich. Und in diesem Alter, zumal in den 1960er Jahren, machte man sich keine großen Gedanken über Fragen der kulturellen Aneignung. Dies ist heute, wie ein kurzer Blick in die sozialen Medien zeigt, natürlich ganz anders.

Mit umso größerem Interesse habe ich die spätere Diskussion über die von mir geschätzte Literatur verfolgt. So fand ich in einem meiner



Bände einen immer noch sehr lesenswerten *Zeit*-Artikel aus dem Jahr 2007 von dem inzwischen verstorbenen Kollegen Ludger Lütkehaus. Der machte sich schon damals Gedanken über die religionsphilosophische Dimension von Mays Werk, insbesondere über seine Auseinandersetzung mit dem Islam, die May bei aller kultureller Offenheit gleichwohl nie wirklich dazu veranlasst hat, seine christliche Grundhaltung zu ändern.

Insofern, vor dem Hintergrund der öffentlich geführten kulturwissenschaftlichen Debatte, z. B. über den berühmt-berüchtigten Wahlslogan »Winnetou würde AfD wählen«, bin ich sehr froh, dass diese Fragen nun wissenschaftlich bearbeitet werden. Herzlichen Dank an die Tagungsteilnehmer und insbesondere an den Kollegen Brenne dafür, dass wir die Gelegenheit haben, die Erinnerungen an Karl May hier noch einmal kritisch aufleben zu lassen! Denn natürlich muss diese Debatte geführt werden: die Debatte über die fremdenfeindlichen Stereotype, aber auch deren Bezüge zum Kolonialismus und dessen Erbe, und was dies alles für uns heute bedeutet.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Oliver Günther'. The signature is written in a cursive style with a large, looping 'G' at the end.

LAURA THÜRING

Zur Einführung

Winnetou im Spannungsfeld (post-)kolonialer Diskurse

Wie die Fetzen [von Winnetous] Testament[] in die Luft gestreut, so halt- und ruhelos und fetzenhaft irrt und schwebt der rote Mann über die weiten Flächen, die einst ihm gehörten.

Aber wer zwischen den Gros-Ventre-Bergen am Metsurflusse vor dem Grabmale des Apachen steht, der sagt: »Hier liegt Winnetou begraben, ein roter, aber großer Mann!« Und wenn einst der letzte dieser Fetzen zwischen Busch und Wasser vermodert ist, dann wird eine rechtlich denkende und fühlende Generation vor den Savannen und Bergen des Westens stehen und sagen: »Hier ruht die rote Rasse; sie wurde nicht groß, weil sie nicht groß werden durfte!« --¹

Mit diesen Zeilen beschließt Karl May (1842 – 1912) seine 1893 in Buchform erschienene Romantrilogie *Winnetou der Rote Gentleman*, einen Bestseller, der etliche Generationen nicht nur deutscher Leser des 20. Jahrhunderts nachhaltig geprägt hat. Die rege Rezeptionslandschaft, sei es in Filmen, bei Bühnenaufführungen, Romanadaptationen oder in der wissenschaftlichen Betätigung mit Mays Werk legt noch immer Zeugnis davon ab, wie tief die Figur des Winnetou und mit ihr verbunden das romantisierte Bild des ›Indianer‹ im kulturellen Gedächtnis der Deutschen verankert ist. Doch ›den Indianer‹, wie ihn Mays Werk zeichnet, gibt es nicht und hat es nie gegeben. ›Indianer‹ ist ein kolonial geprägter, zuletzt in die Kritik geratener Sammelbegriff, der die vielfältige indigene Bevölkerung Nordamerikas über einen Kamm schert und wie jeder Überbegriff auf Stereotypenbildung beruht. Wie in der Einleitung des ersten *Winnetou*-Bandes, so beklagen auch die oben zitierten Zeilen das Schicksal der ›Indianer‹ Nordamerikas, transportieren aber zugleich das Narrativ einer Bevölkerung, die weniger weit entwickelt sei als der ›zivilisierte‹ Europäer.

1 Carl May: *Winnetou der Rote Gentleman*. 3. Band. Freiburg i. Br. [1893], 627.

Während Wolfram Pyta in der Einleitung zum Sammelband *Karl May. Brückenbauer zwischen den Kulturen* im Jahr 2010 noch anführt, dass »[i]m Unterschied zum Orientzyklus« Mays »im ›Wilden Westen‹ spielende[] Erzählungen [...], allen voran seine Winnetou-Trilogie, nicht mit dem Vorwurf kolonialistischer Kontaminierung zu rechnen« habe, da der Wilde Westen eben kein realer Gegenstand imperialer Bestrebungen gewesen sei,² scheinen sich die Verhältnisse im Laufe des darauffolgenden Jahrzehnts verändert zu haben. Die postkoloniale Kritik erstreckt sich inzwischen auch auf den Siedlungskolonialismus wie in Amerika und Australien.³ Die sog. ›Winnetou-Debatte‹, die sich im Sommer 2022 durch die deutsche Medienlandschaft zog und schon bald nicht mehr jene freie May-Adaption des Ravensburger Verlags, sondern den Autor May und sein Werk selbst betraf, drehte sich letztlich darum, dass Mays Wild-West-Erzählungen aufgrund der spezifischen Darstellung der indigenen Menschen Nordamerikas kulturelle Aneignung und Rassismus vorgeworfen wurde. Dabei hoben die Kritiker insbesondere die Romantisierung und eine damit einhergehende, etwaige Verharmlosung der Kolonialverbrechen an der indigenen Bevölkerung Nordamerikas hervor.

Betrachtet man die zitierte Textstelle aus *Winnetou. 3. Band*, so mag die Aufregung verwundern, denn das Narrativ der sterbenden ›roten Rasse‹ klagt genau jene Kolonialverbrechen an. Andererseits wird darin aber auch ein struktureller, allerdings der Zeit geschuldeter Rassismus deutlich: Bezeichnungen wie »der rote Mann« oder »die rote Rasse« sind Stereotypisierungen, die pauschalisieren und zudem ein Vokabular verwenden, das aufgrund seiner diskriminierenden Konnotationen nicht mehr angemessen ist. Dass das Bild, das Karl May hatte, nur zum Teil der Realität entsprach und in höchstem Maße durch die eurozentrische Weltanschauung der damaligen Kolonialmächte geprägt war, ist in der Forschung bereits in vielfältiger Weise diskutiert worden.⁴ Dass Mays Empörung über die Verbrechen

2 Wolfram Pyta: Einleitung. Kulturwissenschaftliche Zugriffe auf Karl May. In: *Karl May. Brückenbauer zwischen den Kulturen*. Hrsg. v. Wolfram Pyta. Berlin 2010, 17.

3 Vgl. etwa Jürgen Osterhammel u. Jan C. Jansen: *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*. 7. vollständig überarbeitete u. aktualisierte Aufl. München 2012, 17f.

4 Vgl. beispielsweise Manfred K. Kremer: Edle Wilde im ›Dritten Reich‹? Zur Rezeption der Indianer-Romane Karl Mays und Fritz Steubens. In: *Begegnung mit dem ›Fremden‹. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. (Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990, Bd. 7)*. Hrsg. v. Eijirō Iwasaki. München 1991, 443–450; Nina Berman: Karl May im Kontext von Kolonialismus und Auswanderung. In: *Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*. Hrsg. v. Iman Attia. Münster 2007, 199–209; Axel Dunker: »Durch die Wüste undsoweiter«. Orient, Orientalismus und der deutsche Kolonialismus der Phantasie. In: *Maskeraden des (Post-)Kolonialismus. Verschattete Repräsentationen ›der Anderen‹ in der deutschsprachigen Literatur und im Film*. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr u. Stefan Hermes. Würzburg 2011, 173–195; sowie einzelne Beiträge aus Pyta, wie Anm. 2, etwa Andrea Polaschegg: Immer wenn ich an den Orient denke, fällt mir der Islam ein. Die

an der Urbevölkerung Nordamerikas allerdings groß war, er also trotz vorhandenem strukturellem Rassismus in seinem Werk Kolonialverbrechen anprangerte und eine für seine Zeit in vielerlei Hinsicht ungewöhnliche Empathie für unterdrückte Völker zum Ausdruck brachte, sicherlich auch.

Die Romantisierung der Figur des Winnetou bei Karl May geht indes auf eine Tradition zurück, die sich seit Rousseaus ›edlem Wilden‹ durch die Literatur zieht. Der deutsche »Wunsch, Indianer zu werden« (Kafka, 1912) entspricht laut Jens Balzers Beitrag zum vorliegenden Band zuallererst auch dem Wunsch, »sich mit einer Kultur zu identifizieren, die ursprünglicher, naturverbundener, authentischer ist, als die eigene«. Darin liegt letztlich auch Winnetous Sehnsuchtpotential als deutsches Ideal. Insofern entsprang die Figur zuallererst Mays Phantasie, die sich letztlich von dem nährte, was May gelesen hatte, und gehorcht somit vielmehr dem Anspruch, eine Märchenfigur zu sein, als historisch angemessen zu erscheinen.⁵ In ihrer Edelmenschlichkeit, so führt es Jens Balzer in seinem Beitrag zu diesem Band aus, sei sie letztlich nichts anderes, als »ein ruhendes, seiner selbst sicheres, [...] ambivalenzfreies Zentrum in seiner sich wandelnden Welt«. Entsprechend gibt die Figur des Winnetou auch nur vor, den ›Indianer‹ Nordamerikas, den es in dieser Einheitlichkeit überhaupt nie gab, realistisch darzustellen – May ist eben zuallererst ein Romancier des Realismus, einer literarischen Epoche, deren Kennzeichen es nicht zuletzt war, unter dem Deckmantel einer scheinbar realistischen Abbildung der Welt nicht diese, sondern eine darüber hinausweisende Idealität darzustellen: die poetische Wahrheit.

Karl May postkolonial

DervorliegendeBanddokumentiertdieVorträgeeinesSymposiums,das die Karl-May-Gesellschaft als Reaktion auf jene ›Winnetou-Debatte‹ in Kooperation mit der Karl-May-Stiftung und der Universität Potsdam vom 17. bis 19. März 2023 im Potsdamer Auditorium maximum veranstaltet hat. Unter dem Titel »Immer fällt mir, wenn ich an den Indianer denke, der Türke ein« – *Kulturelle Repräsentationen im Werk Karl*

feinen Unterschiede in Karl Mays Morgenland. In: ebd., 91–107, und Volker Depkat: Abenteuerräume. Die Verschränkung von Amerika- und Orientbildern im Werk Karl Mays. In: ebd., 109–130; außerdem ausgiebig in dem im Karl-May-Verlag erschienenen Sammelband *Karl Mays Friedenswege. Sein Werk zwischen Völkerstereotyp und Pazifismus*. Hrsg. v. Holger Kuße. Bamberg 2013, hier insbesondere die Beiträge unter Kap.II: ›Begegnung mit Fremden‹ sowie Kap.IV: ›Wirkungen‹. Zuletzt sei hier noch die Monografie von Florian Krobb angeführt, die sich ebenfalls mit Karl May befasst: »Afrikas Zukunft«. *Jugend- und Abenteuerliteratur in Deutschlands ›afrikanischem Jahrhundert‹ (ca. 1840–1940)*. Würzburg 2021.

⁵ Vgl. dazu etwa Helmut Schmiedt: *Die Winnetou-Trilogie. Über Karl Mays berühmtesten Roman*. Bamberg 2018, 40–46.

Mays im Brennpunkt aktueller Diskurse sollte die Kontroverse über kulturelle Aneignung wissenschaftlich fundiert und interdisziplinär hinterfragt werden. Im Anschluss an eine auf MDR Kultur übertragene Podiumsdiskussion, bei der eine Vertreterin der Chickasaw-Nation mit Literaturexperten und Bühnenvertretern über die Frage des Rassismus einerseits sowie einen angemessenen Umgang mit Mays Werk in Schule und Universität andererseits debattierte,⁶ wurde die Thematik unter Einbindung internationaler Referentinnen und Referenten aus verschiedenen Perspektiven der Kulturwissenschaften, der Rezeptions- und Kulturgeschichtsforschung sowie insbesondere auch unter Beteiligung von Vertreterinnen indigener Völker Nordamerikas beleuchtet. Dabei wurde das Symposium auf erfreuliche Weise vom Grundduktus des kritischen Dialogs, ohne ›Steinigungen‹ aufgrund nicht tolerierter Begriffsverwendungen – ein Bild aus *Monty Python's Life of Brian* (1979), mit dem der Vorsitzende der Karl-May-Gesellschaft, Florian Schlegel, die Veranstaltung eröffnete – getragen. Wir hatten es uns auf verschiedenen Ebenen zur Aufgabe gemacht, jenseits von ›Cancel Culture‹ und Ressentiment, einen kritischen und wissenschaftlich fundierten Diskurs auf Augenhöhe zu führen.

Der hier vorgelegte Tagungsband legt Zeugnis ab von der Vielfalt und offenen Kontroverse jenes Symposiums. Dabei sind im Abschnitt ›on topic‹ zunächst die Grußworte der Veranstalter zu Karl May im Umfeld jener Debatte abgedruckt. ›On culture‹ klärt den Begriff der kulturellen Aneignung und ordnet die Debatte historisch ein. ›On literature‹ versammelt Beiträge, die sich mit der Thematik auf Grundlage von Mays Erzählwerk auseinandersetzen. Unter ›on stage and screen‹ geht es um die Rezeption auf den Bühnen und im Film, während ›on display‹ sich mit der Frage nach einem angemessenen musealen Umgang mit Mays Werk und Rezeption befasst. Der Band schließt mit einigen persönlichen Stellungnahmen unter der Überschrift ›On my mind‹.

Einzelne Aspekte der Beiträge seien im Folgenden hervorgehoben, wobei diese mehr thematisch und somit nicht (immer) in der Reihenfolge des Inhaltsverzeichnisses aufgeführt werden.

⁶ Siehe MDR Kultur Werkstatt: Karl May vermitteln. Translation im Spannungsfeld von Appropriation, Affirmation und Repräsentation. Mitschnitt einer Podiumsdiskussion im Rahmen des Karl-May-Symposiums an der Universität Potsdam am 17. März 2023 (28.3.2023), (www.mdr.de/kultur/radio/ipg/sendung-837402.html).

Die Frage nach Rassismus und kultureller Aneignung

Wie **Florian Schlegel** in seinem Grußwort erwähnt – und die Forschung bereits vielfach herausgearbeitet hat⁷ –, entwickelt May in seinem Werk kontinuierlich Sympathien für Diskriminierte und Außenseiter. **Andreas Brenne** zeigt, dass dabei durch Mays Figuren unterschiedliche Diskriminierungskategorien repräsentiert werden. Mit seinem ›Wilden Westen‹ schaffe der Autor gleichsam »einen dritten Raum der unterschiedslosen Begegnung«. **Holger Kuße** hebt in seinem Grußwort hervor, dass Mays märchenhafte Werkanlage auch zum Perspektivwechsel und somit zur Empathie anrege, was nicht zuletzt durch seine stereotypen und romantisierten Figurenzeichnungen geschehe. May habe insofern auch maßgeblich zur positiven Besetzung des ›Indianer‹-Begriffs im deutschen Sprachraum beigetragen.

Über seine eigenen Erfahrungen mit der positiven Konnotation des ›Indianer‹-Begriffs berichtet auch der Winnetou-Darsteller der Karl-May-Festspiele in Elspe, **Jean-Marc Birkholz**. Aufbauend auf seine ersten Begegnungen mit dem Begriff durch die Karl-May-Filme der 60er Jahre, in denen ›der Indianer‹ – »[n]och lange bevor Kevin Costner mit dem Wolf tanzte« – stets »erhaben, stolz und edel« erscheine, sei der Begriff für ihn immer mit einer gewissen Achtung für die indigenen Völker Nordamerikas verbunden gewesen. Da diese Begeisterung ihn zu einer vertieften Beschäftigung mit ihrer Geschichte angeregt habe, sei in seinem Kopf auch nie die Illusion entstanden, dass die romantisierende Darstellung durch May der Wirklichkeit entsprochen habe. Die Kritik des Erzählers an der Landnahme durch die Kolonisatoren jedoch habe in ihm eine starke Empathie für unterdrückte Völker wachgerufen.

Diesen positiven Aspekten steht, wie die kritischen Stimmen in diesem Band anführen und wie oben bereits bemerkt wurde, der Vorwurf eines in seinem Werk erkennbaren strukturellen Rassismus gegenüber. Dieser sei auch auf den Bühnen präsent und äußere sich in Aspekten wie einem eurozentrischen Weltbild oder der Dichotomie zwischen weißer kognitiver Überlegenheit und indigener Unterlegenheit. Entsprechend helfe Mays Werk eben nicht bei der Völkerverständigung. Stattdessen habe er mit seinen exotischen und romantischen Klischees ganz wesentlich dazu beigetragen, dass sich die

⁷ Vgl. beispielsweise Aufsätze wie Rudi Schweikert: Karl Mays Figuren des ›Dritten Geschlechts‹ – Überblick und Analyse. Eine Einführung in die Welt des Transgender bei Karl May. In: *Jb-KMG* 2016, 329–372; Helmut Schmiedt: Von männlichen Tanten und seehundsartigen Bayern. Grotteske Figurenbeschreibungen in Thomas Manns *Buddenbrooks* und Karl Mays *Der Schatz im Silbersee*. In: *Jb-KMG* 2014, 251–266 (258ff.) oder den ganz frühen Aufsatz von Wiltrud Ohlig: Bucklige, Lahme und andere Behinderte bei Karl May. In: *M-KMG* 35 (1978), 23–32.

Vorurteile über die indigene Bevölkerung Nordamerikas in Deutschland verfestigt hätten.

Welch massives Problem die Reduktion auf einen stereotypen ›Indianer‹-Begriff für die heute lebenden indigenen Menschen darstellt, zeigen die Beiträge von Vertreterinnen indigener Bevölkerungsgruppen Nordamerikas. Die Chickasaw-Angehörige **Allison Aldridge-Saur** veranschaulicht in ihren Überlegungen zur Dekolonisation Winnetous, wie wenig die stereotype Vorstellung vom ›Indianer‹ der Realität entspricht. So führt sie beispielsweise an, wie schmerzhaft es für die indigene Bevölkerung Nordamerikas sei, dass gerade die Zeit der Landnahme, die für die Indigenen mit den schlimmsten Erinnerungen verbunden ist, in Deutschland romantisiert und somit gewissermaßen verharmlost werde. **Shoshana Wasserman** vom First Americans Museum in Oklahoma tritt, wenn sie in ihrem Gespräch mit **Gundula Stoll** zur ›Indigenisierung‹ aufruft, trotzdem dafür ein, Mays Erzählungen zu nutzen, um Leser ›abzuholen‹ und darauf aufbauend über die heutige indigene Wirklichkeit aufzuklären. Unter den Bedingungen der Wissensbeschaffung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts habe Karl May keine Möglichkeit gehabt, so führt sie an, es besser zu wissen. Heute hingegen sollten und müssten die Möglichkeiten einer globalisierten Kommunikation genutzt werden, um miteinander besser in Austausch zu treten.

Die Ethnologin und Kulturvermittlerin **Nina Reuther** betont in ihrer Gegenüberstellung europäischer und indigener ›Kleidungskulturen‹, dass es für ein Verständnis der indigenen Menschen Nordamerikas grundlegend notwendig sei, deren andersartiges Weltverständnis zu kennen und zu respektieren. Dann lasse sich auch besser verstehen, warum eine ›Indianer‹-Verkleidung als herabwürdigend empfunden wird. Denn während die europäische Karnevalstradition einen subversiven Hintergrund hat, gebe es bei indigenen Völkern kein Bedürfnis, aus gesellschaftlichen Rollen auszubrechen. Ganz im Gegenteil: Kleidung sei bei ihnen stets Ausdruck der persönlichen Stellung in der Welt und somit der persönlichen Identität.

Die Problematik dabei, sich beim Fasching als Indianer zu verkleiden, so der Pop-Theoretiker **Jens Balzer** in seinem Keynote-Vortrag zum »Versuch über eine Ethik der Appropriation«, bei dem er neben historischen Kontextualisierungen unter Bezug auf Judith Butlers Konzept der kreativen Gender-Performabilität⁸ auch die Gender-Perspektive der Appropriation mit einbezieht, liege darin, dass man dabei einzelne Facetten einer fremden Kultur nach Belieben heranziehe, um die

⁸ Zum Begriff der ›kreativen Gender-Performabilität‹ vgl. etwa Judith Butler: Leibliche Einschreibungen, performative Subversionen. In: dies.: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übs. v. Kathrina Menke. Frankfurt a. M. 1991, 190 – 208.

eigene Identität zu erweitern. Dies sei einerseits diskriminierend, da das Stereotyp, das man damit darstellt, nur sehr indirekt mit der kulturellen Wirklichkeit zu tun habe. Daneben werde es vielfach auch als Diebstahl angesehen, denn man eigne sich etwas an, was einem nicht gehöre. Eigentlich sei jedoch eine Kultur, so Balzers zentraler Gedanke, niemals etwas in sich Geschlossenes, weswegen es neben jener herabwürdigenden Weise auch eine ethisch angemessene Form des Appropriierens geben müsse. »Wer wirklich zum Indianer werden will«, betont Balzer letztlich mit Verweis auf Kafkas Textfragment, müsse also seine phantastische Vorstellung vom Indianer zugleich hinter sich lassen, um sich weg vom ausbeuterischen Aneignen zu einem respektvollen Austausch auf Augenhöhe zu bewegen.

Aber welche Konsequenzen hat dies nun für den Umgang mit Mays Texten und dessen Rezeption? Wie frei wäre ein Schriftsteller noch, der seine Inhalte nur noch in beschränktem Maße fingieren darf? Und ist es überhaupt möglich, Figuren zu zeichnen, die keine Stereotype darstellen?

Betrachtungen zum Textkorpus

Einen ganz wesentlichen Aspekt der literaturwissenschaftlichen Perspektive auf die Debatte führt **Helmut Schmiedt** in seinem Beitrag zu »May als Autor« aus, wenn er darauf verweist, dass Kunst eine andere Wirkweise, eine andere Intention habe und für sie durch ihr Recht auf Fiktionalität andere Regeln als für Historienberichte oder Sachtexte gälten. Denn für die Wirkweise der Literatur, die auf eine poetische Wahrheit abziele, komme es am Ende nicht darauf an, »ob das im Text Vermittelte im buchstäblichen Sinne ›richtig‹ ist«. Viel wichtiger sei es, den Gegenstand möglichst interessant und attraktiv erscheinen zu lassen, so dass der Leser sich (möglichst selbstständig!) mit der geschichtlichen Realität auseinandersetzen könne. Insofern sei es sogar ein wesentlicher Vorteil, so führt er seinen Gedanken weiter aus, dass Mays Texte, indem sie sich durch den Gegensatz von Rassismus und Antirassismus gegenläufig zu gängigen Denkschablonen bewegten, als Romanganzes besonders interessant würden. Aufgabe könne es dementsprechend nicht sein, das politisch suspekt Erscheinende einzudämmen oder zu zensieren, da dadurch ein wichtiger Teil dessen, was die Texte interessant mache, verloren ginge. Helmut Schmiedt spricht sich folglich dafür aus, es als Aufgabe der Wissenschaft zu betrachten, »die Bestandteile dieses ausufernden und stellenweise provokativen Phantasierens sichtbar zu machen und in ihrer Vielfalt und Kombination zu erläutern«.

Doch die Debatte erstreckt sich bekanntlich weiter als nur auf Mays Adaptionen des ›Wilden Westen‹. Mays Orientzyklus (1881–1888) stehe, so **Gunnar Sperveslage** in seinen textnahen Beobachtungen zu »Aneignung und Vermittlung« in diesem zentralen Werk, genauso unter der Anklage, kulturelle Aneignung zu betreiben. In seinen Texten projiziere er sein teils falsches Islambild auf muslimische Romanfiguren, um authentischer zu wirken. Dennoch stellten sie, wie in der Forschung bereits deutlich wurde, oft Lehrstücke über den interreligiösen Dialog dar.⁹ Wissensvermittlung stehe bei May immer im Spannungsverhältnis mit kultureller Aneignung.

Wie weit dabei der eurozentrische Impetus in Mays Orientzählungen tatsächlich geht, skizziert **Florian Krobb**. Dabei macht er deutlich, dass Mays Vision eines deutschen, nicht-ausbeuterischen Kolonialismus, die in der Literatur durchaus nicht einzigartig sei, sich insbesondere durch die Rolle des Erzählers, der als Garant einer göttlichen Ordnung und nicht im Auftrag irgendeines kolonialisierenden Staates über alle Handlungen Regie führe, von anderen zeitgenössischen Texten unterscheide. Krobb sieht – ähnlich wie Helmut Schmiedt – die damit verbundenen Schwierigkeiten jedoch als Chance: eine vermehrt kritische Untersuchung von Mays Umgang mit dem Kolonialismus könne dem Schriftsteller eine ganz neue Aktualität verleihen und seinem Werk »neue Wege der respektvollen und gleichzeitig kritischen Würdigung [...] weisen«.

Der durchaus von Humor getragene Beitrag des Kulturanthropologen **Bernhard Leistle** zum »Tod Karl Mays« hält dem entgegen, dass eine literatur-phänomenologische Betrachtungsweise der Texte eine andere Dimension der Bewertung eröffnen könnte, die eine Verurteilung des Autors als »rassistisch« relativiere. Ausgehend von Roland Barthes' These vom ›Tod des Autors‹ zeigt er anhand mehrerer Textauszüge auf, dass auch Mays Texte sich als Gewebe »fremder Stimmen« in ihrer Wirkweise dem Autor vielleicht mehr entzogen haben, als diesem lieb gewesen wäre. Dadurch sei es aber auch schwieriger, dem Autor, ausgehend von diesen Texten, eine herabwürdigende Gesinnung zuzuschreiben.

Doch wie sollten die Stoffe Mays nun angemessen und zeitgemäß auf der Bühne und im Film zur Darstellung gebracht werden?

Das Ringen um angemessene Darstellung

Jörg Jewanski zeigt in seiner umfassenden Untersuchung zur Musik der Karl-May-Filme auf, wie stark das Stereotyp von Mays Indianerbild

⁹ Vgl. dazu etwa Svenja Bach: *Im Dialog mit dem Orient. Interreligiöse Gespräche als Ausdruck des zentralen Konfliktes in Karl Mays Orientzyklus*. In: Kuße, wie Anm. 5, 225 – 265 (263ff.).

sich in das kulturelle Gedächtnis eingepägt hat. Dabei stellt er Martin Böttchers berühmte Leitmotivik aus den 60er Jahren in den Kontext der musikalischen Untermauerung anderer Westergenres und arbeitet darauf aufbauend heraus, wie sehr die Figur in der deutschen Kulturlandschaft verankert sei und nicht in derjenigen der indigenen Bevölkerung Nordamerikas.

A. Dana Weber bewertet auf Grundlage langjähriger Forschungsarbeit die Bühnenaufführungen der May-Festspiele in vielen Punkten als aufgeschlossen und fortschrittlich in ihrer Haltung. Gleichzeitig seien sie durch das Festhalten an stereotypen Figurendarstellungen auf problematische Weise traditionsgebunden. Da aber alles einem beständigen Kulturtransfer unterzogen sei, so verändere sich auch der May-Kosmos beständig und berge somit das Potential zum positiven Wandel in sich.

Lisa Pychlau-Ezli kritisiert in ihrer Vergleichsuntersuchung des May'schen *Ölprinzen* (1893–1894) mit einer Bühnenadaption in Elspe 2021 verschiedene Aspekte, die sie als rassistisch einstuft. Sie führt als Beispiel etwa das sogenannte ›whitewashing‹ an, bei dem indigene Rollen nicht durch indigene Schauspieler, sondern von Weißen besetzt werden. Dadurch würden weiße Klischees über die jeweilige indigene Bevölkerung verstärkt weitertransportiert. Pychlau plädiert dafür, Karl Mays Kolonialkritik, die sich in seinen Texten immer wieder finde, bei der Dramatisierung stärker umzusetzen. Zudem schlägt sie vor, bei Aufführungen künftig auf Praktiken wie z. B. ›redfacing‹ oder das Erzeugen rassistischer Dichotomien zu verzichten.

Doch hätte eine Bühnenaufführung, die anstelle jenes deutschen Winnetou-Ideals die indigenen Nordamerikas in der heutigen Zeit darstellte, noch etwas vom Gehalt des May'schen Erzählwerks? Ein Problem, das letztlich auch die Museumsarbeit im Hinblick auf den Erfinder der Winnetou-Figur betrifft.

Konstruktive Aufarbeitung: Museale und künstlerische Antworten

Für die Museen entwickelten sich (nicht erst) im Zuge der jüngsten Debatte herausfordernde Aufgaben. Anhand einer eingehenden Untersuchung von Museumsführern deutscher ethnologischer Museen im 20. Jahrhundert macht **Frank Usbeck** deutlich, dass die Frage nach der Angemessenheit der Repräsentation von ›Indianern‹ alles andere als neu ist. Vielmehr sei sie ein zentrales Element der ›Indianer-Begeisterung seit 1900 gewesen. Da es jedoch – wie überhaupt in der Geschichtsschreibung – schwierig sei, ein objektives und allgemeingültiges Bild außereuropäischer Völker zu zeichnen, könne auch jede Ausstellung immer nur ein exemplarisches Abbild des Ganzen

bieten. Der bestmögliche Umgang damit sei es entsprechend, aus der Geschichte der Entwicklung der Museumsarbeit zu lernen und einen Mittelweg zu finden, v.a. aber mit den jeweiligen Betroffenen auf Augenhöhe in Austausch darüber zu treten.

Wie ein solcher Austausch vonstatten gehen kann, führt **Markus H. Lindner** in seinem Beitrag zum Umgang ethnologischer Museen mit indianischem Wissen aus. Dabei trägt er aus Amy Lonetrees 2012 erschienenen Buch *Decolonizing museums* fünf Schritte zusammen, die notwendig seien, um ein Museum zu dekolonialisieren. Als Resümee hält Lindner in der Umsetzung drei Punkte für zentral: das Heranziehen spezifischen Wissens, einen nachhaltigen Dialog und die Berücksichtigung individueller Wünsche.

Die Museen um Karl May arbeiten indes intensiv an ihrer Konzeption. **Robin Leipold**, der wissenschaftliche Direktor des Karl-May-Museums in Radebeul, berichtet im Interview mit Andreas Brenne zum Thema »Das Karl-May-Museum neu denken«, dass man sich schon seit längerer Zeit um eine ausgewogene und sensible Darstellung der ›Native Americans‹ bemühe. Neben der Repräsentation der wildromantischen Faszination, die von Mays Kreation ausgeht, sei es maßgeblich auch Aufgabe des Museums, das traditionelle Narrativ zu kontextualisieren und nach seinen Ursprüngen wie auch seinen Auswirkungen zu fragen.

Aber nicht nur Bühnen und Museen setzen sich konstruktiv mit der Debatte auseinander. **Ruppe Koselleck** – ein bildender Künstler aus Münster, der zusammen mit Andreas Brenne einmal ein Filmprojekt zu einer inzwischen umfunktionierten Karl-May-Freilichtbühne aus den 1940er Jahren durchgeführt hat – inszenierte und performierte in Potsdam einen »(post-)kolonialen Ablasshandel«. Dabei jonglierte er mit ursprünglich aus Amerika eingeführten Wirtschaftsgütern wie Kartoffeln, Mais und Tomaten, spielte also symbolisch »mit dem Kapital [...] der unterdrückten ›Indianer‹«. Die kunstvolle Jonglage mündete in die Produktion temporärer Kunstwerke, die er unmittelbar in den Kunstmarkt überführte, wobei ein Teil des Erlöses zur realen Unterstützung des indigenen Widerstands eingespeist wurde (der Kampf der Stronghold-Apachen gegen die Ausbeutung ihrer Bodenschätze durch eine Minengesellschaft). Koselleck erzeugte damit ein bilderreiches Modell, wie die postkoloniale Reflexion in einen konkreten transkulturellen Dialog über Gerechtigkeitsvorstellungen in einer globalisierten Welt umgesetzt werden kann. Im hier abgedruckten Interview mit **Jenny Florstedt** erzählt er, wie er zu Karl May kam und was er unter seiner Idee eines »postkolonialen Ablasses« versteht.

Blick in die Zukunft

Bei allen Beiträgern besteht, so lässt sich festhalten, letztlich Konsens darüber, dass das originale Textzeugnis anstelle von Streichungen un-
bequemer Textpassagen zur Grundlage kritischer Auseinanderset-
zung gemacht werden sollte. Denn kritisches Denken kann schließlich
nur durch die Konfrontation mit problemhaltigem Material befördert
werden. Der May-Verleger **Bernhard Schmid** bezweifelt in seinem
Statement ganz generell, dass Wortverbote irgendetwas bewirken
könnten. Auch andere Stimmen wie Nina Reuther warnen vor den
Konsequenzen einer Begriffsstreichung: das Verschwinden proble-
matischer Begrifflichkeiten berge die Gefahr, »dass auch das Wissen
um und das Bewusstsein für die negativen Konsequenzen der west-
europäischen Kolonialgeschichte« verschwinde.

Birkholz führt als Schwierigkeit bei der Vermittlung zwischen den
beiden kontroversen Positionen der Debatte an, dass es in der Re-
gel an »eine[r] substantielle[n] Kommunikation« fehle, da beide Seiten
einander zu wenig zuhörten und die Debatte zudem von bestimm-
ten Gruppierungen »für ihre persönlichen oder politischen Interessen
missbraucht[]« worden sei. Dabei sei es häufig nicht mehr um ein Ver-
ständnis der May'schen Texte, sondern vielmehr um Bevormundung
gegangen. Unabdingbar für einen reflektierten Umgang mit solchen
Debatten sei der »Wille zur Verständigung« auf der Grundlage sorg-
fältiger Lektüre.

Hinsichtlich einer angemessenen Bildungsperspektive kann in-
sofern die Frage nach einem angemessenen Umgang mit kolonialen
Texten in heutigen Schulen nicht ausbleiben. Innerhalb der Karl-May-
Gesellschaft wird derzeit an einer kommentierten Anthologie von Pri-
märtexten für die Schule gearbeitet.¹⁰ Schon lange ist bekannt, welch
großes didaktisches Potential in Mays Texten steckt.¹¹ Regen diese
doch vor dem Hintergrund aktueller Diskurse nicht nur kritisches
Nachdenken an und helfen bei der Werteerziehung: sie schulen auf-
grund des großen Spannungsverhältnisses zwischen Realität und Fik-
tion insbesondere auch das Verständnis für literarische Texte.

Christian Dawidowski, der mit seinem Beitrag einen Überblick
über Mays Werk im Kontext der Geschichte der Literaturdidaktik gibt,
hält die Aufnahme von Mays Werk in die Lehrpläne insbesondere
deshalb für schwierig, da es einerseits gemeinhin als literarisch wenig
hochwertig gelte und andererseits im Zuge der aktuellen Debatten

¹⁰ In Vorbereitung ist ein Sammelband *Von Sachsen nach Sitara. Erlebte und erfundene Abenteuer von Karl May*. Hrsg. v. Hans-Joachim Jürgens, Florian Schleburg u. Hartmut Vollmer.

¹¹ Vgl. dazu insbesondere Hans-Joachim Jürgens: *Ästhetische Bildung, literarisches Schreiben und Neue Medien. Zum didaktischen Potential von Karl Mays Erzählungen für die Jugend. (Materialien zum Werk Karl Mays, Bd. 6)*. Husum 2014.

noch weitere Vorbehalte hinzugekommen seien. Ein Einzug in den Schulalltag könne demnach, so fügte er bei der Podiumsdiskussion hinzu, nur ermöglicht werden, wenn es gelingen könnte, angehenden Lehrern Karl May bereits während des Studiums als lohnende Schullektüre nahezubringen. Zudem müsse es erreicht werden, seinem Werk eine zukunftsweisende Perspektive abzugewinnen. Eine solche Perspektive fände indes auch Pychlau, die neben ihrer Forschung als Beraterin von Bildungseinrichtungen zu Rassismus- und Diskriminierungskritik tätig ist, günstig. Auf dem Podium plädierte sie ähnlich wie Weber für eine bereits früher einsetzende Aufklärung an Schulen zu den Themen Kolonialismus, Rassismus und Sexismus und wies im gleichen Zuge auf den großen Einfluss Karl Mays als deutsches Kulturgut hin, dessen Einfluss ihrer Ansicht nach bildungspolitisch bislang nicht genügend berücksichtigt worden sei.

Für Bernhard Schmid deutet die Notwendigkeit von Warnhinweisen zum angemessenen Umgang mit Literatur auf ein tiefergreifendes, strukturelles Problem hin: früher sei es nicht notwendig gewesen, Kinder darauf aufmerksam zu machen, dass ein Old Shatterhand oder Winnetou in der Phantasie und keinesfalls in der Realität existiere... Auch deshalb stellt eine Diskussion von Mays Texten eine förderliche Beschäftigung an Schulen dar – allen anderen oben genannten Gründen voran, um wieder verstehen zu lernen, dass Romanautoren Möglichkeiten fingieren, statt Wirklichkeiten nachzuahmen, und dass die reflektierte Auseinandersetzung mit Fiktion keineswegs gefährlich ist, sondern den geistigen Horizont durchaus erweitern kann – insbesondere wenn es sich – um noch einmal mit Brenne zu sprechen – um einen »Humanist[en] mit Perspektive« handelt.

FLORIAN SCHLEBURG

»No one is to stone anyone«

Eine Formsache zur Begrüßung

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

der Abstand zwischen Anlass und Ursache dieses Symposiums ist, wie bei vielen Großereignissen der Weltgeschichte, sinnvoll nur in Parsec zu messen. Den organisatorischen Impuls gab eine beinahe schon wieder vergessene, ihrem Wesen nach ganz alltägliche PR-Entscheidung eines Unternehmens über die Vermarktung einiger Derivatprodukte eines unterdurchschnittlich erfolgreichen deutschen Kinderfilms. Der letztere hatte mit Karl May, der sich zeitlebens dagegen verwahrte, als Jugendautor abgestempelt zu werden (und Queer Cowboys viel sympathischer auftreten ließ), vier Personennamen und den Nebensatz »wenn ich mich nicht irre, hihi« gemeinsam.

Hinter diesem banalen Einzelereignis aber tut sich eine Problematik auf, die man mit Fug epochal nennen darf: ein ebenso dichtes wie wirres Geflecht mit hitzigen Emotionen und evolutionären Ängsten besetzter, ideologisch überfrachteter und politisch nur allzu leicht verbiegbare Grundsatzfragen...

- nach dem Umgang einer vorbildlichen Gesellschaft mit ihrer alles andere als vorbildlichen Geschichte,
- der Abgrenzung von Pädagogik und Paternalismus,
- der Ethik des Rollenspiels,
- den Eigentumsrechten an historisch gewachsenen Identitätskonstrukten und der Verabsolutierung kontingenter Positionen,
- der Definition von Kultur(en),
- der Freiheit der Kunst
- und eventuellen Grenzen der Redefreiheit.

Diese Debatte, der leise Nuancierung viel besser bekäme als Lautstärke, hat mit Karl May, dem einflussreichsten deutschen Darsteller des Anderen seit Martin Luthers Bibelübersetzung, immerhin so viel zu tun wie mit dem Balkanschnitzel und *Pippi in Taka-Tuka-Land*, und so hielten es die Karl-May-Gesellschaft und die Karl-May-Stiftung (die sich heiklen Aspekten von Werk und Rezeption übrigens auch zuvor nicht verschlossen hatten)¹ für angebracht, Vertreterinnen und Vertreter der Wissenschaft und anderer gesellschaftlicher Kräfte einmal zu einem öffentlichen Gedankenaustausch einzuladen, der das Niveau von Schlagzeilen und *Twitter*-Nachrichten wenn möglich hinter sich lassen soll. Und dank der Zusammenarbeit mit der Universität Potsdam können wir schon wenige Monate nach dem Casus Ravensburger in einem denkbar stattlichen Rahmen mit einer hochkarätig besetzten Veranstaltung zu *Karl May im Brennpunkt aktueller Diskurse* aufwarten.

Hierzu, verehrte Anwesende, darf ich Sie, zwischen all den stauenswerten Aneignungen des Griechischen, Römischen, Französischen und Chinesischen in den Potsdamer Parklandschaften, nun ebenso förmlich wie herzlich begrüßen, und zwar für meinen Teil im Namen der Karl-May-Gesellschaft, die seit über 50 Jahren rein ehrenamtlich und mit anerkannter Gemeinnützigkeit das ungewöhnliche Leben, das erstaunlich vielseitige Œuvre und die irrwitzige Wirkungsgeschichte Karl Mays aufarbeitet und bestrebt ist, dem Menschen wie dem Schriftsteller einen angemessenen Platz in der mitteleuropäischen Kulturgeschichte und im kulturellen Bewusstsein der Allgemeinheit zu sichern. – Einen angemessenen, wohlgerneht: Sie haben es nicht mit einem naiven Fanclub zu tun, sondern mit einem internationalen Kompetenzpool von rund 1500 Mitgliedern, die völlig unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen repräsentieren, aber sich und ihren Karl May in der ganzen Sache zuletzt gründlich missverstanden fühlten...

Sie sehen sich von Leuten, die Karl May irgendwie mit Pierre Brice zu verwechseln scheinen, unter den Pauschalverdacht gestellt, mit reaktionärer Deutschtümelei zu sympathisieren, unbelehrbar an kolonialen Stereotypen zu hängen, ja Rassisten zu sein. Dabei verdanken viele von ihnen ihrer Selbsteinschätzung nach gerade der Beschäftigung mit Karl May ein besonderes Interesse an außereuropäischen Kulturen, ein überdurchschnittliches Hintergrundwissen und einen

¹ Vgl. aus jüngerer Zeit zahlreiche Beiträge in den *Jahrbüchern der Karl-May-Gesellschaft* (z. B. 2020 Johannes Zeillinger; 2021 Andreas Brenne, Hartmut Wörner; 2022 Malte Ristau; 2023 Volker Depkat, Eckehard Koch, Stefan Schmatz, A. Dana Weber; 2024 Anna-Margaretha Horatschek, Stefan Mühlhofer, Helmut Schmiedt) und in der neuen Hauszeitschrift des Karl-May-Museums: *Karl May Museum. Magazin* (1/2020 *Die Deutschen und ihre Indianer*, 2/2022 *Karl May und sein Museum – Chancen für die Zukunft*, 3/2023 *Karl Mays Orient*, 4/2024 *Indigenes Nordamerika*).

tiefen Respekt, der sich in ihren Biografien über die Lektüre hinaus in Reisen, Berufswahl, privaten Freundschaften und humanitärem Engagement auswirkt.

Man muss Karl May ja nicht mögen, und man braucht ihm beileibe nicht alles zu glauben: Der Mann war ein ausgemachter Schelm, der flunkerte, wann immer er den Mund aufmachte, eine Pose annahm, wann immer er zur Feder griff, und sich wie ein Chamäleon heute diesem, morgen jenem Hintergrund anzugleichen verstand. Ich glaube ihm so gut wie gar nichts, aber: die Faszination, die fremde Kulturen auf ihn ausübten, diese lebenslange Sehnsucht, die seine heroischen Ich-Surrogate immer in die fernsten Länder, ihn selbst zu rührend unergiebigen Sprachstudien und per Schiff immerhin nach Sumatra und dem Unwilden Osten Nordamerikas trieb, dieses ständige Hinausgreifen über die heimatliche Enge, das in einer riskanten Münchhausenia-de gipfelte, erweist sich schon durch den hohen Preis, den er dafür zu zahlen bereit war, als authentischer Zug von Karl Mays Persönlichkeit. Eine weitere Konstante seines Schriftstellerlebens, die tief in seiner an Demütigungen reichen Biografie wurzelt, ist die Sympathie für die Benachteiligten und Verfolgten (wir würden heute sagen: die Diskriminierten): die verachteten Apachen in den Vereinigten Staaten, die verurteilten Jesiden in Kurdistan, die versklavten Bewohner des Sudans werden erzählerisch aufgewertet und von der Phantasie des Autors fast ebenso reich entschädigt wie das traumatisierte Ego. Karl Mays Wilder Westen dient ja nicht nur als reizvolle Kulisse für die Abenteuerapotheose Old Shatterhands: er stellt einen Raum zur Verfügung, in dem Flüchtlinge und Unangepasste, Menschen mit einer problematischen Vergangenheit, Menschen mit Behinderung und Männer, die gerne Frauenkleider tragen oder in bestens eingespielten Pärchen mit anderen Männern zusammenleben, ihren eigenen Regeln folgen, ihre Qualitäten unter Beweis stellen können und eine Erfüllung finden, die ihnen die bürgerlichen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts versagten. Diese subversive ›Empowerment‹ macht Karl May noch nicht zu einem Säulenheiligen der politischen Korrektheit, und natürlich klingt er mittendrin auch immer wieder wie das personifizierte 19. Jahrhundert, aber ein bisschen mehr als »Howgh!« und »Uff-uff!«, als Kriegsgeheul und Mundharmonikaschluchzen steckt schon drin in diesen Texten.

Wir, die wir den Autor, einschließlich der Unvollkommenheiten und Widersprüche seines Wesens, besser kennen als manche Journalisten, fühlen uns gefordert, aber unvermeidlich auch überfordert vom Volumen und der Tragweite der Diskussion, in deren Strudel wir geraten sind. Wir staunen darüber, dass unser Karl May, der schon zu Lebzeiten totgesagt und später mancherorts totgeschwiegen wurde, von einer staubigen Nischengestalt plötzlich noch einmal zu einer

Symbolfigur wird. (Er selbst hat freilich nie daran gezweifelt: »Das Karl May-Problem ist das Menschheitsproblem« ...)»² Wir beobachten eine Solidarisierungswoge, deren Schäumen uns nicht ganz geheuer sein kann, und werden Zeugen, wie eine Gesellschaft, die ergeben in Schokoküsse beißt und der Lokomotive Jim Knopfs vom Klischee-China ins Phantasiereich ›Mandala‹ folgt, mit jähem Erbitterung auf den Stammtisch haut und von Forum zu Forum der Schrei erklingt: »Bei Winnetou hört der Spaß auf!«

Die Polarisierung der Positionen droht die schiere sprachliche Verständigung zu gefährden: Auf der einen Seite wird von ›Verboten‹ und ›Zensur‹ gezetert, an Bücherverbrennungen erinnert und der Eindruck erweckt, am Kostümkinobühnen der 60er Jahre hänge der Fortbestand des Abendlandes. Im anderen Lager züchtet der akademische Profilierungs- und Produktionszwang eine Proseminar-Empfindlichkeit, die schon die Rassismus-Sirenen schrillen lässt, wenn in einem Spielfilm Kind 1 Kind 2 aus einer anderen Klimazone mit unschuldiger Neugier fragt, ob die indigenen Bewohnerinnen derselben genauso schwitzen wie die indigenen Bewohnerinnen gemäßigter Regionen³ – eine kontraproduktive, im Grunde frivole Trivialisierung des anderswo bitter benötigten Rassismus-Begriffes, wie sie eine böswillige Karikatur kaum besser bzw. schlechter leisten könnte.

In der Mitte zwischen solchen Albernheiten thront gottlob noch – wenn auch mit leichten Verspannungskopfschmerzen – die Wissenschaft. Sie vermag leider keine so einfachen und eingängigen Antworten auf komplexe Problemstellungen zu fabrizieren wie ein populistischer Volksredner, doch beherrscht sie einen sich selbst justierenden Prozess der Annäherung an die Wahrheit, der sie zu einem in der Weltgeschichte absolut einzigartig erfolgreichen Großparadigma gemacht hat. Dieses Verfahren nennt sich ›kritischer Dialog‹. Und wenn ich als Vorstandsmitglied der Karl-May-Gesellschaft beim Thema Winnetou befangen bin, so möchte ich wenigstens in meiner Eigenschaft als Sprachwissenschaftler allen Anwesenden, den Vortragenden, Mitdiskutierenden und Zuhörenden, dafür danken, dass wir hier in Potsdam zivilisiert miteinander sprechen – ungehindert, unvoreingenommen und unabhängig von den jeweiligen Fazits, die wir vielleicht am Ende ziehen werden. Sie alle sind hier, weil Sie nicht nach einem simplen Reiz-Reaktions-Schema funktionieren, sich nicht auf einen oberflächlichen Stimulus hin Ohren und Nase zuhalten und verängstigt in die behagliche Bubble der Gleichgesinnten flüchten – ein

² Karl May: *Mein Leben und Streben. Selbstbiographie. Band I.* Freiburg i. Br. [1910], 12.

³ Laura Schäfer: *Der junge Häuptling Winnetou* ist ein süßer Kinderfilm – mit erschreckender, rassistischer Szene. *Stern*, 29.8.2022, (www.stern.de/kultur/film/winetou-kinderfilm-suess---aber-mit-rassistischer-szene-32674980.html).

summarischer Rückzugs- oder Rückzuck-Reflex, der sich für mein Da-fürhalten schlecht verträgt mit geisteswissenschaftlichen Selbstverständlichkeiten wie der Bereitschaft, Kontexte und Nuancen zu berücksichtigen, Metasprache von Objektsprache zu unterscheiden und Zitate mit einer gewissen souveränen Distanz aufzunehmen. Dies gilt auch für visuelle Zitate wie den Blickwechsel zwischen einer verfremdenden Selbstdarstellung und einer Darstellung des Fremden auf dem Flyer unseres Symposiums, den eine vor- und angesehene Referentin zum Anlass nahm, sich nachträglich selbst aus dem bereits fertigen Tagungsprogramm zu canceln... Der Leerraum, der im ersten Panel auf dem Flyer klafft, entspringt also keinem plumpen Designerfehler.

Für viele meiner Studierenden der englischen Philologie in Regensburg ist die britische Komikertruppe Monty Python schon hinter dem Horizont der Vor- und Frühgeschichte versunken, wo der Zusatz ›vor Christus‹ oder ›nach Christus‹ keine Rolle mehr spielt, aber vielleicht erinnern sich manche der Anwesenden noch an *Monty Python's Life of Brian* aus dem Jahre 1979 unserer Zeitrechnung. Der Film spielt zu Lebzeiten des erwähnten Christus in der römischen Provinz Judäa, und er spielt ganz frech mit der Mythologie des Christentums und mit populären Klischees über das alte Rom und den modernen Orient, anreichert mit viel schrillum Klamauk.

In der vierten Szene versammelt sich eine erregte Volksmenge zur öffentlichen Steinigung eines älteren Mannes, der eines sprachlichen Vergehens bezichtigt wird: Er hat den Frevel begangen, beiläufig einen Namen Gottes auszusprechen, der einem religiös begründeten Tabu unterliegt. Die im Film verwendete Form ›Jehovah‹ ist nicht die im realen Judentum tabuisierte Aussprache des Tetragrammaton, und es geht bei Monty Python sicher nicht um die Verunglimpfung just dieser religiösen Tradition. Was hier in satirischer Überzeichnung vorgeführt wird, ist allgemein eine selbstgerechte, fundamentalistische Verweigerungshaltung, für die wir mit bedauerlicher Leichtigkeit ganz unterschiedliche, durchaus auch säkulare Beispiele anführen könnten: Eine einflussreiche Bevölkerungsgruppe beschließt, an arbiträrer Stelle nicht nur selbst mit dem Denken aufzuhören, sondern auch andere, notfalls mit Gewalt, am Weiterdenken zu hindern.

Der Verurteilte verteidigt sich rational durch einen Verweis auf den Kontext der inkriminierten Äußerung und regt eine Diskussion über die Norm an, die dem Handeln der Obrigkeit zugrundeliegt:

- [Verurteilter] Look, I'd had a lovely supper, and all I said to my wife was, »that piece of halibut was good enough for Jehovah«.
- [Menge] Oooh!
- [Priester] Blasphemy! He's said it again!

[...]

[Verurteilter] Look, I don't think it ought to be blasphemy, just saying

»Jehovah«!

[Menge] Oooh! He's said it again!⁴

Die angebotene Diskussion findet nicht statt, und der metasprachliche Gebrauch des verbotenen Wortes verschafft der Gemeinde, die sich voller Vorfreude mit einem stattlichen Vorrat tödlicher Wurfgeschosse eingedeckt hat, zweimal Gelegenheit zu genüsslicher Empörung. In diesem Zusammenhang aber geschieht es, dass der leitende Priester selbst zitatzweise das J-Wort ausspricht:

[Priester] I'm warning you! If you say »Jehovah« once more...

– es ist nur folgerichtig, dass ihn im nächsten Augenblick ein Stein aus frommer Hand am Rücken trifft. Er wendet sich erbost um und verbittet sich den voreiligen Beginn der gottgefälligen Handlung:

[Priester] Was it you?

[Voreilige(r)] Yes.

[Priester] Right.

[Voreilige(r)] Well, you did say »Jehovah«.

[Menge] Oooh! [Werfen Steine.]⁵

Wer kann der Steinigung überhaupt noch entgehen? – Sprache ist ein Heidenspaß und eine todernste Sache zugleich. Ihr bewusster, wachsamer Gebrauch ist das wichtigste Werkzeug unserer Denkfähigkeit und damit unabdingbare Voraussetzung unserer Freiheit gegenüber Einflüssen und Einflüsterungen, ›trolls‹ and ›influencers‹ und der Künstlichen Intelligenz, die immer häufiger zu ihrer natürlichen Schwester in Konkurrenz tritt. Wörter transportieren unterhalb ihrer sachlichen Definitionen Wertungen und Ideologien, aber diese Bedeutungskomponenten stecken nicht als gleichsam magische Essenz in den Formen selbst: das Wer, Wann, Wo der Äußerung, das Wie, zu Wem, Wozu – jene Koordinaten, mit denen sich seit den 1960er Jahren nach Christus die linguistische Pragmatik beschäftigt – spielen für unsere Kommunikation eine allesentscheidende Rolle.

Es ist Zeit für Karl May. In seinem Roman *Old Surehand 1*, der schon sehr viel Psychologie ins Reiten, Anschleichen, Belauschen und Befreien mischt, spielt sich zwischen Old Shatterhand und Old Wabble folgendes Gespräch ab:

»Was ist's mit Euch, Sir?« fragte er. »Ich glaube gar, dieser Bob bringt Euch aus dem Häuschen!«

»Nicht er, sondern der Umstand, daß er Gefangener der Comantschen ist und umgebracht werden soll.«

⁴ Transkribiert aus *Monty Python's Life of Brian*, Regie: Terry Jones, 1979.

⁵ Ebd.

»Pshaw! Ein Schwarzer, ein N■■■■!«

»N■■■■? N■■■■ wollt Ihr wohl sagen, Mr. Cutter!«

»N■■■■ sage ich. Habe das Wort all mein Lebtag nicht anders ausgesprochen. [...] Ein farbiger Mensch ist nie ein richtiger Mensch, sonst hätte ihn Gott nicht farbige gezeichnet!«

»Mit ebenso großem Rechte könnte ein N■■■■ sagen: Ein Weißer ist kein richtiger Mensch, sonst hätte ihn Gott nicht ohne Farbe geschaffen. Ich bin etwas weiter in der Welt herumgekommen als Ihr und habe unter den schwarzen, braunen, roten und gelben Völkern wenigstens ebenso viel gute Menschen gefunden wie bei den weißen, wenigstens, sage ich, wenigstens! Versteht Ihr mich, Mr. Cutter? [...] Und was diesen Bob betrifft, so ist er ein so braver Kerl, daß ich, wenn Ihr Euch miteinander in Not befändet, sehr wahrscheinlich ihm eher beispringen würde als Euch!«⁶

Hier verweist also der in physischer, intellektueller und ethischer Hinsicht als vorbildhaft intendierte Ich-Held einem alten Cowboy die Verwendung des menschenverachtenden ›N-Wortes‹ für einen afroamerikanischen Gefährten – und verwendet in seinem hieran anknüpfenden Plädoyer für die absolute Gleichwertigkeit aller Hautschattierungen das andere ›N-Wort‹. Dieses ist für ihn offenbar eine neutrale, rein deskriptive Bezeichnung, und es wird von Bob, der sich als »coloured Gentleman« betrachtet, auch explizit als Selbstbezeichnung gebraucht.⁷ Ein Routinefall für die historische Semantik, sollte man meinen, wie beispielsweise auch das an derselben Textstelle vorkommende Adjektiv ›brav‹, das heute etwas herablassend von artigen Kindern und blassen Charakteren gesagt wird, im 19. Jahrhundert aber ›tapfer‹ und ›tüchtig‹ bedeutete. Wir haben es bei unvoreingenommener Betrachtung mit einem im Jahre 1894 pädagogisch wertvollen, gewissermaßen mutigen Eintreten gegen verletzende Sprache und damit auch gegen den rassistischen Konsens der wilhelminischen Gesellschaft zu tun. – Und nun sehen Sie noch einmal nach, was ich oben in meinem Zitat angerichtet habe... Ein historischer Sprachwissenschaftler verfälscht ein historisches Textzeugnis, der Vorsitzende der Karl-May-Gesellschaft zensiert Karl May!

Zweifellos wollten Sie mich schon seit mehreren Minuten fragen, ob ich Sie wirklich für so kindisch halte. »Glauben Sie«, höre ich Sie sagen, »dass wir als rational denkende, wissenschaftlich gebildete Menschen des 21. Jahrhunderts Angst vor ein paar Buchstaben des vorletzten Jahrhunderts haben? Aufheulen würden ob einer arbiträren Lautfolge, als läge ein böses Mana im Signifikanten, als wäre das bloße Artikulieren zweier Vokale und eines Konsonanten ein Sakrileg,

⁶ Carl May: *Old Surehand. 1. Band.* GR 14. Freiburg i. B. [1894], 240f.

⁷ Carl May: *Der Geist der Llano estakata.* In: *Der Gute Kamerad. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung*, 2. Jg. (1887/88), 324.